

Kategorien“ und es ist, wie die Autorin einleitend vermerkt (vgl. S. 1), oft unklar, ob sich diese Bezeichnungen auf verschiedene Typen von Kategorien beziehen oder mehr oder weniger Synonyme seien. GISA RAUH hat es sich in ihrem Buch denn auch zur Aufgabe gemacht, diese Termini voneinander abzugrenzen und sie in den jeweiligen theoretischen Kontext zu stellen, aus dem sie stammen. Im historischen Abriss spannt sie den Bogen von der Antiken Grammatik über den Amerikanischen Strukturalismus, die Generative Grammatik, die Lexical Functional Grammar, die Head-Driven Phrase Structure Grammar und die Kognitive Grammatik bis hin zur lokalistischen Kasusgrammatik (Kapitel 2 bis 8). Den Theorienüberblick beschließt sie in Kapitel 9 mit der Identifizierung syntaktischer Kategorien in sprachtypologisch ausgerichteten Arbeiten, wobei sie hier insbesondere Ansätze in den Blick nimmt, in denen die Problematik der Unterscheidung von syntaktischen und lexikalischen Kategorien diskutiert wird. Das Buch bietet in den genannten Kapiteln also nicht nur einen knappen, sondern einen ausführlichen Überblick über die Kategorisierung sprachlicher Einheiten von der Antike bis in die Gegenwart. Eingeleitet wird die Arbeit durch ein Kapitel, in dem die Verfasserin die Relevanz des Themas darlegt und ihre weitere Vorgehensweise erläutert. Im Schlusskapitel fasst sie die Ergebnisse zusammen, greift die Frage nach der Unterscheidung traditioneller Wortarten und syntaktischer Kategorien nochmals auf und zieht eine sehr gute Bilanz. Ergänzt wird der Text um ein sorgfältig aufbereitetes Personen- und Sachregister und ein ausführliches Literaturverzeichnis. Wie allerdings ein Blick auf einzelne Titel in der Bibliografie zeigt, fehlen hier aktuelle Arbeiten (etwa zur Optimalitätstheorie oder zu neueren Entwicklungen der Konstruktionsgrammatik) – fast hat man den Eindruck, dass die Darstellung auf dem Stand früherer eigener Arbeiten (siehe auch die vielen Eigenreferenzen aus den Jahren 1988 bis 2002) stehen geblieben ist.

Wie aus dem Klappentext zu entnehmen, richtet sich das Buch sowohl an fortgeschrittene Studierende als auch an „scholars in all branches of linguistics“. Der intendierte Leserkreis ist also sehr weit gefasst. Kommen wir zunächst zu den Studierenden: Welchen Nutzen können sie aus dem Buch ziehen? Das Buch bietet eine gute, sehr differenzierte Überblicksdarstellung zu den wichtigsten grammatischen Theorien und vergleicht die jeweiligen Positionen mit Blick auf die Kategorienbildung miteinander. Doch ist die Lektüre schon bloß des Umfangs wegen mühsam, eine didaktische Aufbereitung fehlt zudem völlig: Es finden sich weder Info-Boxen, Übungsaufgaben, Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels oder übersichtliche Grafiken, wie man sie in einem Studienbuch erwarten würde. Zudem werden die vorgestellten Theorien bereits in zahlreichen anderen linguistischen Einführungen behandelt, so dass nicht nachvollziehbar ist, warum hier abermals ein solch detaillierter Überblick gegeben wird.

Nun mag man zu bedenken geben, dass Studierende vor allem dann zu diesem Buch greifen werden, wenn sie sich über verschiedene Auffassungen zu syntaktischen Kategorien informieren wollen. Doch ist hierfür die Darstellung zu langatmig. So wird im vierten Kapitel ausführlich und mit vielen Originalzitaten über den Theoriestand der Generativen Grammatik in den 1960er-Jahren berichtet, im folgenden Kapitel ebenso ausführlich über die Prinzipien- und Parametertheorie. Dabei gerät das eigentliche Thema – die Reflexion syntaktischer Kategorien – etwas aus dem Blick. Die Darstellung ist auch nicht dadurch gerechtfertigt, dass, wie RAUH auf S. 10 schreibt, zunächst das jeweilige Grammatikmodell vorgestellt werden müsse, bevor man das eigentliche Thema angehen könne. Hier hätte man an Vorkenntnisse anknüpfen, das Modell nur kurz vorstellen oder auf andere einschlägige Arbeiten verweisen können. Positiv hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang aber, dass das Sachregister die gezielte Suche nach bestimmten Aspekten ermöglicht und man so schnell auf Punkte stößt, die man ansonsten wegen der Textfülle vielleicht überlesen hätte. Darin liegt auch der Nutzen für diejenigen, die im Hinblick auf die eigene wissenschaftliche Arbeit mit dem Buch arbeiten wollen.

Wie weiter oben schon gesagt, entspricht die deutsche Ausgabe der englischen – mit einer einzigen Ausnahme: Das Sachregister fehlt. Ein gezieltes Nachschlagen ist hier also nicht möglich. Grundsätzlich fragt man sich, wozu die deutsche Übersetzung überhaupt vorgelegt wurde, da die englischen Zitate ohnehin im Original beibehalten sind, der Text durch die Rückübersetzung aus dem Englischen stellenweise recht holprig wirkt und auch keine inhaltlichen Anpassungen für die deutschsprachige Leserschaft vorgenommen wurden (etwa in der Auswahl der Beispiele).

Kommen wir abschließend wieder zurück zur englischen Ausgabe. Das Buch von GISA RAUH ist eine sorgfältig abgefasste, klar aufgebaute, gut recherchierte Arbeit, die interessante Überlegungen zur Kategorisierung sprachlicher Einheiten enthält und verschiedene linguistische Theorien unter diesem Aspekt vergleicht. Jedoch ist es aufgrund seiner Darstellungsweise nicht für das Studium geeignet, auch stellt es keine neuen Forschungsergebnisse vor. Wer aber an einer kritischen Bewertung linguistischer Theorien interessiert ist und sich für terminologische und konzeptuelle Fragen in der Grammatik interessiert, der wird hier fündig werden.

Zürich

CHRISTA DÜRSCHIED

CHRISTOPH ROTH: Kurze Einführung in die Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007. 106 S. (Sprachwissenschaftliche Studienbücher). € 16,-

Auch wenn CHRISTOPH ROTHs Buch als „kurze Einführung“ bezeichnet ist, so bleibt es trotzdem ein heikles Unterfangen, wenn auf so knappem Raum die Existenzformen einer Sprachperiode, die sich ja gerade durch ihre Komplexität und Vielschichtigkeit auszeichnet, dargestellt werden sollen.

Nach „bewährter“ Art und Anordnung und mit angenehmer, übersichtlicher Gestaltung der Seiten werden Schreibung, Lautung, Formenlehre, Wortschatz und Satzbau bündig behandelt. Acht kleine Übungsaufgaben und ihre Lösungen, ein kleiner Textanhang mit fünf Textproben, Index und Glossar sowie ein knappes Literaturverzeichnis runden den Band ab. Die Einleitung (insbesondere die zeitliche und räumliche Abgrenzung, die Charakterisierung der Epoche als „Zwischenzeit“, die Einschätzung durch Zeitgenossen) bleibt der Gesamtabsicht des Autors entsprechend äußerst knapp gehalten.

Bei aller Anerkennung dieser Zielsetzung sind jedoch einige grundsätzliche Einwände vorzubringen, weil mit diesem Band die Gefahr besteht, dass alte, eingefahrene und stereotype Vorstellungen zementiert werden. Die wesentliche Besonderheit der frühneuhochdeutschen Sprachperiode, ihre regional breitgefächerte Diversität nämlich, kommt bei ROTH nur ungenügend zur Geltung. Die zu starke Anlehnung an das sogenannte „klassische“ Mittelhochdeutsch, in seiner zum Beispiel nach der LACHMANNschen Editions-methode nachträglich geglätteten Form – die ganze mittelhochdeutsche regionale Verschiedenheit wird erst jetzt wieder im Bochumer Mittelhochdeutschprojekt entfaltet – wirkt trügerisch, zumal die Aufarbeitung in Grammatik – siehe die von VIRGIL MOSER, HUGO MOSER, HUGO STOPP und WERNER BESCH bearbeiteten beziehungsweise herausgegebenen Grammatikbände (bei deren Drucklegung der Winter Verlag sich große Verdienste erworben hat) und die von OSKAR REICHMANN und KLAUS-PETER WEGERA (1993) herausgegebene „Frühneuhochdeutsche Grammatik“ – und Lexik („Frühneuhochdeutsches Wörterbuch“ [ANDERSON 1986–]) weit fortgeschritten ist.

Es sollten nicht weiter, besonders in Lehrwerken, die sich an Studierende im Anfangsstadium wenden, überholte Positionen gefestigt und damit der Mythos einer Kontinuität in der Sprachgeschichte gepflegt werden. Besonders deutlich formuliert dies ROLF MÜLLER (1991, 65), wenn er schreibt, dass „vielleicht [...] einem ästhetischen Bedürfnis [entsprechend] die Bruchlosigkeit und Stetigkeit von Entwicklung, die organische Verbindung des Jüngeren mit dem Älteren“ überbetont werden. Und er setzt fort: „Hier soll jedoch dem hypostasierten Kontinuum der deutschen Sprachgeschichte die hypothetische Aussage entgegengestellt werden, dass es sich beim Neuhochdeutschen um die Entwicklung einer a n d e r e n Sprache handelt“, was weitgehend auch für das Frühneuhochdeutsche gilt. Auch in der sprachgeografischen kulturhistorischen Einleitung wäre die Charakterisierung der besonders prägnanten Besonderheiten der Existenzformen des Frühneuhochdeutschen in politischer und soziokultureller Hinsicht (zum Beispiel regionale Komponenten, Textsortenspezifika, Verhältnis geschrieben–gesprochen und Deutsch–Latein, Luther, Reformation und Buchdruck, Humanismus, Stadt, Schule und Kanzleien und so weiter), die besonders knapp behandelt werden, notwendig gewesen, um ein besseres Verständnis der Sprachperiode zu erreichen.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 1 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Bei dem bereits erwähnten reichen Fundus der wissenschaftlichen Literatur wären selbst bei der gewählten Kürze systematische und präzise Hinweise auf die angeführten Standardwerke – wie auch auf VON POLENZ (2000), HARTWEG / WEGERA (2005), BESCH et al. (2003, besonders Kapitel XII und XIII) – hilfreich gewesen. Dies hätte eine gezielte, zum Selbststudium ermunternde weiterführende Befassung mit dem Frühneuhochdeutschen ermöglicht, was übrigens auch der Absicht einer Einführung entsprechen sollte.

LITERATUR

- ANDERSON, ROBERT R. (Hg.) (1986–): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter.
- BESCH, WERNER / ANNE BETTEN / OSKAR REICHMANN / STEFAN SONDEREGGER (Hg.) (2003): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.3).
- EBERT, ROBERT PETER / OSKAR REICHMANN / KLAUS-PETER WEGERA (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer.
- HARTWEG, FRÉDÉRIC / KLAUS-PETER WEGERA (2005): Frühneuhochdeutsch. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- MÜLLER, ROLF (1991): Ergänzende Gedanken zur Entstehungsgeschichte der Sprache, die wir Neuhochdeutsch nennen. In: DITTMANN, JÜRGEN / HANNES KÄSTNER / JOHANNES SCHWITALLA (Hg.): Die Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift für Hugo Steger zum 60. Geburtstag. Berlin: Erich Schmidt, 65.
- VON POLENZ, PETER (2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: Einführung. Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert. 2. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter.

Strasbourg

FRÉDÉRIC HARTWEG

CHARLES V. J. RUSS: *The Sounds of German*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2010. 269 S. sowie 1 CD. € 28,71

CHARLES V. J. RUSS hat lange Jahre als *Reader* an den englischen Universitäten in Southampton und York Deutsch gelehrt und veröffentlichte eine Reihe viel beachteter Monografien und Aufsätze zur Phonetik und Phonologie des Deutschen und seiner regionalen Varietäten, wobei er synchrone und diachrone Aspekte mit kulturellen und politischen Hintergründen des deutschen Sprachraumes zusammenbrachte. Sein Buch „*The Sounds of German*“ aus der Cambridge-Reihe „*The Sounds of...*“ baut auf dieser vielschichtigen Erfahrung als Dozent und Forscher auf. Dementsprechend überrascht das Buch mit einer sehr viel weiter gespannten Perspektive als es der Titel zunächst suggeriert. Natürlich steht die erwartete phonetische Beschreibung und phonologische Systematisierung der Vokale und Konsonanten des Deutschen wortwörtlich im Zentrum des Buches.

Darüber hinaus wird dieses Zentrum jedoch flankiert von aufschlussreichen Hintergründen zur Sprachgeschichte, Sprachproduktion, Sprachvariation und Verschriftung. Auch postlexikalische Aspekte zusammenhängender Rede und Suprasegmentalia werden behandelt. Im Einzelnen widmet sich der erste Teil der Entstehung und Entwicklung von Aussprachenormen und Transkriptionssystemen. Hieran schließt eine kurze theoretische Einführung in die Phonation und Artikulation von Sprachlauten an. Schließlich behandeln die folgende Kapitel auf Basis der Darstellung des Phoneminventars und der kontextuellen Verteilung seiner Lautkontraste nacheinander die Orthografie und Orthografiereformen, die Phonotaktik, die lautlichen Besonderheiten von Lehnwörtern, einige Reduktionen und morphophonologische Prozesse der gesprochenen

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 1 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Sprache, die zentralen Regularitäten der Betonung und Intonation, die regionale Lautvielfalt mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen und österreichischen Varietäten sowie den Lautwandel. Jedes der 12 Kapitel wird durch eine Reihe sinnvoll gewählter Fragen zur Lese- und Lernkontrolle abgeschlossen.

Als Beschreibungs- und Vergleichsgrundlage für „The Sounds of German“ orientiert sich CHARLES V. J. RUSS an der Standardlautung des Duden-Aussprachewörterbuchs von 2005. Das Buch richtet sich primär an Lerner des Deutschen mit englischsprachigem Hintergrund. Es soll dieser Zielgruppe als „clear introduction“ (S. I) dienen und eine „solid foundation in the description and analysis of German sounds“ (S. I) sein. Der kurzweilige, klare Schreibstil Russ' und die auf der beiliegenden CD bereitgestellten Audiodateien zu Beispielen einzelner Kapitel sind der genannten Zielsetzung zweifelsohne ebenso zuträglich wie die Übersetzung wichtiger Fachbegriffe vom Englischen ins Deutsche einerseits und die Illustration deutscher Laute durch englische Beispielwörter andererseits. Dennoch stellt sich die Frage, ob einige strategische und inhaltliche Aspekte des Buches den Leser nicht eher verwirren oder gar fehlleiten können, als ihn beim Lernen des Deutschen – und der deutschen Aussprache im Speziellen – zu unterstützen.

So wählt RUSS beispielsweise die orthografischen Repräsentationen von Einzelwörtern als strategischen Zugang zur Beschreibung der deutschen Sprachlaute. Für linguistische Laien und Lernanfänger mag dieser anschauliche Ansatz in gewissen Grenzen von Vorteil sein. Andererseits führt er an vielen Stellen aus Sicht des Rezensenten zu einer verwirrenden Vermengung von phonetischen Beschreibungen, IPA-Symbolen, Schriftzeichen und phonologischen Merkmalsbegriffen. Offenkundig wird diese Vermengung etwa in den Erläuterungen zur Gespanntheit, Quantität und Diphthongierung von Vokalen (ab S. 31 und S. 205, vgl. <ie> und [i:] bzw. [ie]), bei der Vokalisierung von <-er> (S. 35) und in der Aussprache von [x] (S. 77). Um die Ausführungen Russ' nachvollziehen zu können, muss der Leser oft selbst von der orthografischen Repräsentation der Beispielwörter zumindest grob auf deren klangliche Eigenschaften schließen können. Phonetische Transkriptionen der Beispielwörter werden nicht gegeben. Das heißt, dem Leser müssen wenigstens die Graphem-Phonem-Korrespondenzen im (Standard-)Deutschen bekannt sein. Dieser gehobene Anspruch an die Leser steht in gewissem Widerspruch zu den Zielsetzungen und dem bewusst einfachen Zugang des Buches.

Was die phonetischen Beschreibungen selbst anlangt, so fällt zunächst besonders positiv auf, dass RUSS bereits im Rahmen der Aussprache und Distribution jedes Lautes Zusatzangaben zu „Major variants“ macht. Parallel zur oben geschilderten Vermengung von Phonetik, Phonologie und Orthografie handelt es sich jedoch nicht bei allen dieser Zusatzangaben um freie oder regionale Varianten (bei denen der norddeutsche Sprachraum leider weitgehend unerwähnt bleibt), sondern zum Teil auch um kontextbedingte, allophonische Varianten oder um orthografische Varianten. Hiervon abgesehen, sind die phonetischen Beschreibungen für ein Einführungsbuch aber angemessen explizit und präzise und bezüglich ihrer IPA-Symbole weitgehend fehlerfrei (eine der Ausnahmen ist etwa, dass „the uvular fricative [R]“ auf S. 78 wohl ein [ʀ] sein dürfte). An einigen Stellen ist die phonetische Beschreibung sogar präziser als notwendig. So differenziert RUSS auch qualitativ zwischen dem offenen Kurzvokal [a] und dem offenen Langvokal [ɑ:] und widerspricht damit akustischen Formantanalysen, die beiden Vokalen quantitativ unabhängig eine praktisch identische Lautqualität zuschreiben.

Das Kapitel zu den Suprasegmentalia hätte demgegenüber durchaus etwas expliziter ausfallen können, insbesondere hinsichtlich sekundärer Wortakzente und der Bildung und Verkettung von Tonhöhenakzenten und phrasenfinalen Konturen, wo zum Teil signifikante Unterschiede zwischen deutschen und englischen Varietäten bestehen. Obwohl Betonungen und Intonationen somit ebenfalls zu den charakteristischen „Sounds of German“ gehören, ist deren verkürzte Darstellung angesichts der klaren Fokussierung des Buches auf Lautsegmente verstehbar.

Unter dem Strich steht mit „The Sounds of German“ von CHARLES V. J. RUSS ein Buch, das dem verständigen Fremdsprachenlerner, der zudem mindestens Grundkenntnisse in Linguistik und Deutsch mitbringen sollte, viele interessante Zusatz- und Hintergrundinformationen und dazugehörige Lernübungen zu bieten hat, insbesondere zur Entstehung und Weiterentwicklung der Standardlautung und ihrer Verschriftung sowie zu deren regionalen Abweichungen. Damit

eignet sich das Buch hervorragend als Ergänzung zu Aussprachewörterbüchern und anderen phonetisch-phonologischen Einführungsbüchern zum Deutschen, die vielleicht hinsichtlich ihrer Beschreibung stringenter und/oder detaillierter sein mögen, dafür aber entweder auf Deutsch geschrieben sind, eine weniger breite Perspektive mitbringen oder dem Fremdsprachenlerner keine Unterstützung durch Audiobeispiele, englische Lautreferenzen und Lernfragen bieten können.

Kiel

OLIVER NIEBUHR

MONIKA SCHWARZ-FRIESEL: Sprache und Emotion. Tübingen/Basel: Francke 2007. XII, 401 S. (UTB 2939). € 24,90

MONIKA SCHWARZ-FRIESEL legt mit ihrer Publikation eine weitere Monografie zu einem in vielerlei Hinsicht wichtigen wie interessanten Überschneidungsbereich von Psychologie und Sprach- und Kommunikationswissenschaft vor. Anders als viele der vorliegenden sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Buchpublikationen, die in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten entstanden sind (FIEHLER 1990; TISCHER 1993; KEHREIN 2002; DRESCHER 2003), nähert sich die Autorin dem Gegenstandsbereich vor allem aus der Perspektive einer „über viele Jahre im kognitionswissenschaftlichen Denk-Paradigma verhaftet forschende[n] Sprachwissenschaftlerin“ (S. XI). Es geht dabei ausschließlich um verbale Ausdrucksmöglichkeiten von Emotionen, wohingegen Prosodie und weitere Aspekte des Emotionsausdrucks als nonverbale beziehungsweise paraverbale Erscheinungen aus der Betrachtung ausgeschlossen werden.

Das Buch enthält insgesamt elf Kapitel und lässt sich in einen theoretischen Teil und einen empirischen Teil gliedern. Nach einer allgemeinen Hinführung zum Thema werden die Teilgegenstände „Sprache“ und „Emotion“ in zwei sehr gelungenen einführenden Überblicksdarstellungen behandelt. In dem Kapitel über Sprache und ihre „Facetten und Funktionen“ (Kapitel 2) setzt sich die Autorin mit zentralen Aspekten von Sprache als kognitivem System, als dem wichtigsten menschlichen Kommunikationsmittel und als realitätskonstruierendem Instrument auseinander. Das Kapitel zur „Definition, Konzeptualisierung und Klassifikation von Emotionen“ (Kapitel 3) behandelt zunächst die erwartbaren zentralen Probleme und Fragestellungen der Emotionsforschung. Dazu gehören etwa die Schwierigkeiten bei der Definition des Gegenstands „Emotion“ sowie seiner Abgrenzung von anderen, teilweise überlappenden Begriffen wie „Gefühl“, „Empfindung“ oder auch „Affekt“. Als Resultat des Teilkapitels 3.1 wird die folgende Arbeitsdefinition von Emotion angeboten:

Emotionen sind mehrdimensionale, intern repräsentierte und subjektiv erfahrbare Syndromkategorien, die sich vom Individuum ichbezogen introspektiv-geistig sowie körperlich registrieren lassen, deren Erfahrungswerte an eine positive oder negative Bewertung gekoppelt sind und die für andere in wahrnehmbaren Ausdrucksvarianten realisiert werden (können). (S. 55)

In den weiteren Teilkapiteln geht es um die Möglichkeiten der Beschreibung und Klassifikation von Emotionen, hinsichtlich derer in der Emotionspsychologie eine Art Minimalkonsens besteht. Dazu gehört, dass drei Aspekte des Ausdrucks von „EMOTION als einer komplexen, mehrdimensionalen Kenntnis- und Bewertungskategorie“ (S. 56) unterschieden werden können: der verbale Ausdruck, der nonverbale Ausdruck und nicht kontrollierbare neuro-physiologische Reaktionen. Diese Ausdrucksphänomene werden von Gefühlen als „bewusst erlebten Emotion[en]“ (S. 56) abgegrenzt. Diese klare Unterscheidung und die Betonung des bewussten Erlebens von Emotionen bilden einen wesentlichen Aspekt des in Kapitel 4 vorgestellten eigenen Ansatzes zur Beschreibung von Emotionen. Zum genannten Minimalkonsens gehört ferner, dass sich Emotionen einer bestimmten, je nach Ansatz unterschiedlich großen Zahl an primären beziehungsweise Basis- oder Grundemotionen zuordnen lassen und dass sie mit Hilfe einer Reihe

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 1 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

von Grundeigenschaften charakterisiert werden können. Auch damit setzt sich SCHWARZ-FRIESEL ausführlich auseinander.

In Kapitel 4 wird der Bereich „Emotion und Kognition“ aufgearbeitet. Ausgehend von der Beobachtung, dass Kognition und Emotion sich

beide [...] als Kenntnissysteme, die intern im Menschen verankert sind, beschreiben [lassen], beide [...] mehrdimensional strukturiert [sind], beide [...] verschiedene Prozessebenen (von automatisch ablaufenden Prozessen bis bewusst erfahrbaren und reflektierbaren Vorgängen) auf[weisen] (S. 97),

vertritt die Autorin hier einen interaktiven Ansatz, in dem Kognition und Emotion „nicht unabhängig voneinander arbeiten, sondern zahlreiche, wechselseitige Interaktionen aufweisen und bei ihren Aktivierungs-, Bewusstseins- und Strategieprozessen auf denselben fundamentalen Prinzipien der Gedächtnisspeicherung und der Aufmerksamkeitssteuerung beruhen“ (S. 117). SCHWARZ-FRIESEL'S Grundannahme, auf der dieser Ansatz aufbaut, ist die Konzeptualisierung von Gefühlen als bewusst erlebten Emotionen, das heißt als „kognitive Phänomene mit emotionaler Information“ (S. 102). Dieser Ansatz mag auch andere kognitive Linguisten zu einem Umdenken bewegen – ein Prozess, den die Autorin nach eigener Aussage bei sich selbst beobachtet hat. Von Emotionsforschern verschiedenster Disziplinen dürfte er aber eher als weitgehend unstrittig beurteilt werden, wurde doch bereits die in den 1980er-Jahren in der Zeitschrift „American Psychologist“ ausgetragene Debatte zwischen ZAJONC, der Emotionen als primär ansieht (vgl. ZAJONC 1980; 1984), und LAZARUS, der Emotionen als Ergebnis kognitiver Prozesse betrachtet (vgl. LAZARUS 1982; 1984), klar als unentschieden beziehungsweise unentscheidbar beendet. Die Annahme eines Zusammenwirkens von Kognition und Emotion wird sowohl durch neurobiologische Forschungsergebnisse als auch durch Experimente in lern- und motivationspsychologischen Studien, auf die auch SCHWARZ-FRIESEL verweist, gestützt. Entsprechend wird in dem abschließenden Teilkapitel 4.9 dafür plädiert, dass Emotionen bei der Behandlung von Sprachverarbeitungsprozessen systematisch berücksichtigt werden sollten, ein weites Feld, das bislang weitgehend unbestellt ist.

Die restlichen sieben Kapitel widmen sich dem sprachlichen Ausdruck von Emotionen, wobei eine Beschränkung auf den verbalen Ausdruck in schriftlichen Texten (inklusive schriftlicher Mündlichkeit) erfolgt. Die Kapitel 5 und 6 haben dabei einführenden Charakter und behandeln die Wort- und Satzebene sowie den emotionalen Gehalt von Texten. Hinsichtlich der Wörter und lexikalischen Einheiten geht es zunächst um „Emotion“ und „Gefühl“ als Begriffe. Die Ausführungen legen dar, dass beide entgegen einer weit verbreiteten Ansicht nicht als Synonyme zu behandeln sind und auch häufig nicht als solche verwendet werden (können). Im Weiteren werden die semantische Dekomposition von Emotionsausdrücken unter Berücksichtigung verschiedener semantischer Beschreibungsansätze, die Wortart „Interjektionen“ sowie der Bereich der Konnotationen diskutiert. Für die Satzebene werden das Zustandekommen und die Analyse emotionaler Satzbedeutungen und die Möglichkeiten der Verwendung von Vergleichen und Metaphern zum Emotionsausdruck behandelt.

Einer kurzen Veranschaulichung der Grenzen, an die Sprache und die Sprachverwender, insbesondere auch Schriftsteller stoßen, wenn es um die Verbalisierung von Gefühlen geht (Kapitel 7), folgt die Darstellung von vier Fallstudien. In diesen Kapiteln werden die Emotionen Trauer und Angst, Liebe, Verzweiflung und Leid sowie schließlich Hass – jeweils ihr expliziter, aber auch ihr impliziter Ausdruck – behandelt. Die Ausführungen zu Trauer und Angst (Kapitel 8) sind dabei auf den sprachlichen Ausdruck dieser Emotionen im Angesicht des Todes als menschlicher Schlüsselerfahrung – dazu gehören sowohl die Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensende als auch der Tod von Angehörigen oder Freunden – gerichtet. Thematisiert werden in diesem Zusammenhang unter anderem Metaphern, die Funktion von TOD- als wortbildendes Lexem sowie die „Öffentliche und veröffentlichte Trauer“ in Todesanzeigen. Bei der Behandlung der Emotionen Verzweiflung und Leid (Kapitel 10) stützt sich die Autorin auf Texte (Tagebuchaufzeichnungen sowie literarische Texte) von Zeugen und Opfern des Holocaust und verweist damit auf ein in der linguistischen Forschung bisher weitgehend vernachlässigtes Thema. Im letzten thematischen Kapitel des Buches widmet sich SCHWARZ-FRIESEL dem sprachlichen Ausdruck von

Vorurteilen und (damit von) Hass mit dem Fokus auf den verbal ausgedrückten Antisemitismus in unserer Gesellschaft. Der Autorin gelingt es dabei, zu zeigen, dass es sich bei solchem Ausdruck nicht allein um ein historisches Phänomen handelt, sondern dass dieser auch heute noch allgegenwärtig ist, wenn auch häufig „nur“ implizit.

MONIKA SCHWARZ-FRIESEL legt mit ihrem Buch „Sprache und Emotionen“ auf 361 Seiten umfangreiche Ausführungen zu ausgewählten Komplexen innerhalb des im Titel genannten Themenbereichs vor. Für jedes einzelne Kapitel ist festzuhalten, dass der jeweils thematisierte Schwerpunkt ausführlich, gut informiert und vor allem sehr gut verständlich behandelt wird. Daher (ent)hält die Monografie genau das, was im Vorwort angekündigt wird: den Ertrag „eines langjährigen Beschäftigungsprozesses mit dem Thema Emotion“, und zwar durch die „Analysen zu emotionalen Einstellungen und textuellen Emotionsmanifestationen sowie die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der kognitiven Neurowissenschaft zur Interaktion von Emotion und Kognition“ (S. XI). Die einzelnen Themen, insbesondere der theoretische Teil und der empirische Teil stehen allerdings – außer durch den im Buchtitel gesetzten Rahmen – relativ unverbunden nebeneinander. In den Analysekapiteln finden sich lediglich pauschale Querverweise zum Beispiel darauf, dass Gefühle und emotionale Einstellungen in Sprachproduktionsmodellen berücksichtigt werden sollten (vgl. S. 236) oder dass zu dem im Langzeitgedächtnis gespeicherten Wissen zu Emotionen das „Wissen über den Zusammenhang bestimmter Handlungen, Körpersymptome etc. mit bestimmten Emotionen“ (S. 220) gehört. Dadurch erinnert die Monografie in ihrem Aufbau und Zusammenhang eher an einen Sammelband, in dem unterschiedliche Aspekte zu einem Rahmenthema separat behandelt und nacheinander dargestellt werden. Was ein Leser angesichts des Buchtitels zudem vermissen könnte, ist die Berücksichtigung sprachlicher Phänomene der mündlichen Kommunikation, die bei dem Ausdruck von Emotionen eine nachgewiesenermaßen entscheidende Rolle spielen. Die Ergänzung eines Untertitels mit einem Hinweis auf die alleinige Fokussierung schriftlicher Texte würde hier frühzeitig für Klarheit sorgen. Es soll hier allerdings ausdrücklich hervorgehoben werden, dass durch diese kleinen Kritikpunkte die Relevanz der Ausführungen zu den Einzelaspekten keineswegs gemindert wird. Als besonders wertvoll sind vor allem die Abschnitte „Denkanregungen“ einzuschätzen, mit denen die Autorin jedes ihrer Teilkapitel abschließt. Darin werden den Lesern Fragen zum gerade gelesenen Text und zu weiterführenden Aspekten gestellt. Dadurch sind die Leser nicht nur gut informiert, sondern ihnen werden zusätzlich neue Perspektiven zur weiteren Beschäftigung mit den jeweiligen Gesichtspunkten eröffnet.

LITERATUR

- DRESCHER, MARTINA (2003): Sprachliche Affektivität. Darstellung emotionaler Beteiligung am Beispiel von Gesprächen aus dem Französischen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 468).
- FIEHLER, REINHARD (1990): Kommunikation und Emotion. Berlin/New York: de Gruyter (Grundlagen der Kommunikation und Kognition).
- KEHREIN, ROLAND (2002): Prosodie und Emotionen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 231).
- LAZARUS, RICHARD S. (1982): Thoughts on the relations between emotion and cognition. In: *American Psychologist* 37, 1019–1024.
- LAZARUS, RICHARD S. (1984): On the Primacy of Cognition. In: *American Psychologist* 39 (2), 124–129.
- TISCHER, BERND (1993): Die vokale Kommunikation von Gefühlen. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union (Fortschritte der psychologischen Forschung. 18).
- ZAJONC, ROBERT BOLESŁAW (1980): Feeling and thinking: Preferences need no inferences. In: *American Psychologist* 35, 151–175.
- ZAJONC, ROBERT BOLESŁAW (1984): On the Primacy of Affect. In: *American Psychologist* 39 (2), 117–123.

Marburg

ROLAND KEHREIN

SVEN STAFFELDT: Einführung in die Phonetik, Phonologie und Graphematik des Deutschen. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht. Tübingen: Stauffenburg 2010. 192 S. (Einführungen. 21). € 19,50.

Mit dem vorliegenden Buch verspricht SVEN STAFFELDT eine Einführung in die Themenbereiche Phonetik und Phonologie sowie in die Graphematik zu liefern. Der erste Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, dass der Autor seine Schwerpunktsetzung klar zugunsten der Phonetik und Phonologie vorgenommen hat. So widmen sich insgesamt 13 Kapitel diesen linguistischen Teilbereichen, während die Graphematik in lediglich einem einzigen Kapitel am Ende des Buches behandelt wird. Diese sehr ungleiche Verteilung könnte die Frage aufwerfen, warum STAFFELDT die Graphematik überhaupt mit in seine Einführung aufgenommen hat. In seinen Vorbemerkungen beschreibt der Autor als anvisierten Leserkreis zwei Personengruppen: Studierende im Grundstudium können das Einführungswerk als Ergänzung zu Seminaren und zur Prüfungsvorbereitung nutzen. Ebenso soll das Buch aber auch Dozenten zur Seminarvorbereitung dienen. So seien die einzelnen Kapitel des Buches derart konzipiert, dass für eine zweistündige Lehrveranstaltung jeweils der Stoff eines Kapitels als Grundlage dienen kann. Dementsprechend versteht STAFFELDT sein Buch als Vorschlag für ein komplettes Seminar. Die verwendeten Materialien hat er gleichfalls seiner eigenen Lehre entnommen. Vor der Einführung in die eigentliche Thematik schickt STAFFELDT noch vorweg, dass er in seinem Werk nur konsensfähiges Wissen vermitteln will. Dementsprechend würden Streitfragen eher ausgeblendet werden. Inwieweit es STAFFELDT gelungen ist, diesen Anspruch umzusetzen, wird zu diskutieren sein.

Das erste Kapitel des Buches beginnt mit einem kurzen Abriss über die Geschichte der Linguistik. Auf diesen sehr dicht geschriebenen sieben Seiten werden die, neben der Phonetik und der Phonologie, vorhandenen Teildisziplinen der Sprachwissenschaft skizzenhaft erläutert. Sinn dieses Kapitels mag wohl die Bestimmung des Gegenstandes dieses Werkes in Abgrenzung zu den anderen Beschreibungsebenen der Linguistik sein. Allerdings könnte gerade dieser Versuch auf sehr eng gedrängtem Raum zu einer größeren Verwirrung als Erhellung insbesondere von Studierenden in niedrigen Semestern führen. Bereits in diesem ersten Kapitel zeigt sich eine sprachliche Besonderheit STAFFELDTs. So gibt er sich – vielleicht um über den zu dichten fachlichen Input hinwegzuhelfen – sprachlich betont informell. Saloppe Formulierungen wie „So. Den Einstieg haben Sie geschafft. Wenn Sie jetzt am Ball bleiben, können Sie irgendwann phonetisch-phonologisch eine ruhige Kugel schieben.“ (S. 16) ziehen sich durch das gesamte Buch. Auf diese Weise versucht der Autor vermutlich ein vertrautes Verhältnis zu seinen Lesern zu suggerieren, was aber leider leicht den gegenteiligen Effekt erzielen kann. Zum Ende des ersten Kapitels gibt STAFFELDT noch einen selbstverständlich begrenzten, aber dennoch guten Überblick über andere Einführungswerke zur Phonetik und Phonologie.

Im nächsten Kapitel wird sodann der Frage nachgegangen „Was ist Phonetik und was Phonologie?“. Beginnend mit SAUSSURE schildert STAFFELDT auf sehr anschauliche Weise, unterstützt durch verschiedene Grafiken und zahlreiche Beispiele, die Unterscheidung von Phonetik und Phonologie. Mag der Anfänger von dem sperrigen Beginn der Einführung noch zunächst abgeschreckt gewesen sein, wird er hier wieder bei seinem Wissensstand abgeholt und gut an die zu behandelnde Thematik herangeführt. Auf die gleiche Weise verfährt auch das dritte Kapitel „Artikulation“, in dem anschaulich und leicht verständlich die Grundlagen der Artikulation von Lauten beschrieben werden. Darauf folgt die sehr detaillierte „Artikulatorische Beschreibung der Konsonanten“. Zahlreiche Artikulations- und Tastübungen vermitteln hier scheinbar spielerisch wie Konsonanten artikuliert werden. Anschließend folgt dann die „Artikulatorische Beschreibung der Vokale“ und damit auch der Abschluss der theoretischen Auseinandersetzung mit der artikulatorischen Phonetik. In diesem Abschnitt widmet STAFFELDT viel Raum einer langen Diskussion über die Verwendung des Kriteriums der Gespanntheit. Bei dieser umfangreichen und recht komplexen Auseinandersetzung mag sich der kritische Leser bereits fragen, was aus seinem Vorsatz, keine Streitfragen zu diskutieren, während der letzten Kapitel geworden ist. Im sechsten Kapitel stellt STAFFELDT dann einige Übungsaufgaben zur artikulatorischen Phonetik (größtenteils ohne Präsentation von Lösungen), um eine Vertiefung des bisher Behandelten zu erreichen.

Mit dem siebten Kapitel „Phonemsystem des Deutschen“, beginnt anschließend die Behandlung der Phonologie. Der Autor führt mit vielen Beispielen sehr verständlich die Phonemdefinition ein. Ergänzend wird die Minimalpaaranalyse erläutert und auf den Unterschied zwischen fakultativen und kombinatorischen Allophonen eingegangen. Anschließend bietet er eine umfangreiche Synopse der unterschiedlichen Meinungen aus der Literatur zum Phonemsystem beziehungsweise -status einzelner Phoneme im Deutschen. Diese Thematik vertieft STAFFELDT sodann eingehend im folgenden Kapitel, das er der Diskussion der phonologischen Status verschiedener Problemfälle widmet. Auch an dieser Stelle könnte der Leser seinen Vorsatz, nur konsensfähiges Wissen zu vermitteln, kritisch hinterfragen. STAFFELDT wird vor der Problematik gestanden haben, dass er sich dieser Diskussion nicht verschließen konnte, weil seine Einführung ansonsten lückenhaft gewesen wäre. Allerdings greifen die hier angeführten Diskussionen manchmal etwas zu kurz. So sind die aus den sehr knappen Erörterungen gewonnenen Ergebnisse zum Teil nicht beziehungsweise nur auf der Basis von bereits vorhandenem Vorwissen (was Studierende in Einführungsseminaren in der Regel nicht haben dürften) nachvollziehbar.

Das neunte Kapitel widmet sich der Merkmalsphonologie. Der Autor erläutert hier den Unterschied zwischen binären und privativen Merkmalen und stellt verschiedene Merkmalsmatrizen auf. Darüber hinaus werden die sich zum Teil entgegenstehenden Positionen der Forschung vorgestellt. Anschließend folgt die Behandlung der „Prozessphonologie“. Hier beschreibt STAFFELDT zunächst allgemein verschiedene phonologische Prozesse und die ihnen zugrundeliegenden Regeln. Die Betrachtung der Alternationsregeln erfolgt dabei auf leicht verständliche Weise und durch zahlreiche Beispiele veranschaulicht. Nach diesem allgemeineren Teil geht der Autor zunächst auf die segmentverändernden Prozesse ein und beschreibt in diesem Rahmen die Neutralisierung, die Assimilation und die Dissimilation. Darauf folgen die silbenstrukturverändernden Prozesse mit der Betrachtung von Epenthese, Elision und Metathese.

Das Kapitel zur „Silbenphonologie“ widmet sich sodann der Prosodie und stellt die suprasegmentale Ebene zunächst kurz als linguistische Teildisziplin vor. Näher betrachtet wird dann aber nur die Silbe, und zwar unter den Aspekten Silbenaufbau, Sonoritätshierarchie und Diskussion von Silbengrenzen. Die Behandlung dieses Teilbereichs erfolgt der reduzierten Natur einer Einführung entsprechend kurz. Leider steht diese Kürze der guten Verständlichkeit der Stofftiefe etwas im Wege.

Im letzten Kapitel des Buches richtet sich der Fokus dann auf die Graphematik. STAFFELDT beschreibt hier die Unterscheidung verschiedener Schriftarten, geht auf Graphem-Phonem-Korrespondenzen ein und erläutert sowohl das phonologische als auch das semantische Grundprinzip der Schreibung. Alle Themen können hierbei nur sehr kurz angerissen werden und auch nach der Lektüre des Buches bleibt die eingangs gestellte Frage bestehen, ob die Ausgliederung der Graphematik in ein eigenes Einführungswerk an dieser Stelle nicht sinnvoller gewesen wäre.

Im Anhang des Buches bekommt der Leser noch einige gute Anmerkungen zur phonologischen und phonetischen (engen wie weiten) Transkription sowie eine Staatsexamensaufgabe samt Beispiellösung der LMU München geboten. Ein umfangreiches Glossar sowie eine gute Bibliografie runden diese Einführung ab.

Wie bereits angesprochen, scheint es für STAFFELDT nicht unproblematisch gewesen zu sein, eine Reduktion des Stoffes auf Einführungsniveau vorzunehmen. So scheut er sich vor der – zugegebenermaßen schwierigen – Aufgabe, Themenbereiche auszuklammern (beziehungsweise nur in Fußnoten mit entsprechendem Verweis anzuführen), hat dann aber natürlich nicht ausreichend Platz zur umfassenden Behandlung zur Verfügung. Vielleicht versucht er deshalb mit seinen betont umgangssprachlichen Floskeln und Einschüben, seine Studierenden nicht aufgrund der Stofffülle zu verlieren. Abgesehen von diesen beiden Kritikpunkten legt STAFFELDT eine durchaus empfehlenswerte, weil weitestgehend leicht verständliche Einführung vor.

Marburg

BRIGITTE GANSWINDT



CHRISTEL STOLZ (Hg.): Neben Deutsch. Die autochthonen Minderheiten und Regionalsprachen Deutschlands. Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer 2009. 143 S. (Diversitas Linguarum. 23). € 34.–

In der Reihe *Diversitas Linguarum* erschien 2009 als Band 23 „Neben Deutsch. Die autochthonen Minderheiten und Regionalsprachen Deutschlands“, herausgegeben von CHRISTEL STOLZ. Der Band enthält neben einem Vorwort der Herausgeberin acht Beiträge über in Deutschland beheimatete Sprachen, die nicht Deutsch sind. Die Artikel gehen auf Vorträge zurück, die im Oktober 2007 auf einer Tagung in Bremen gehalten wurden. Die Beiträge behandeln die Sprachen Dänisch, Nordfriesisch, Saterfriesisch, Niederdeutsch, Romanes, Obersorbisch und Niedersorbisch, die in Deutschland seit der Ratifizierung der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen 1999 den offiziellen Status als Minderheiten- oder Regionalsprache haben.

Die Autoren sind überwiegend Muttersprachler der Sprache, über die sie schreiben. Sie sind an Institutionen tätig, die sich für den Erhalt dieser Sprachen einsetzen und berücksichtigen in ihren Artikeln die Sicht der Sprecher. Alle behandelten Sprachen gelten als bedroht – und in den Beiträgen wird deutlich, dass nur individuell angepasste Maßnahmen zum Spracherhalt eine Chance auf Erfolg haben.

Der erste Artikel „Sprachen und Kulturen in Kontakt – deutsche und dänische Minderheiten in Sønderjylland/Schleswig“ von ELIN FREDSTED (Institut für dänische Sprache und Literatur, Universität Flensburg) beginnt mit Übersetzungen eines kurzen Texts in fünf Sprachen aus dem deutsch-dänischen Grenzgebiet, darunter auch die dänische Hochsprache und Hochdeutsch, die deutlich die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen zeigen.

In diesem traditionell mehrsprachigen Gebiet werden neben der dänischen Hochsprache und der deutschen Hochsprache in der Region jeweils drei weitere Varianten des Dänischen und des Deutschen gesprochen, die nicht standardisiert und daher sehr variantenreich sind. Die Autorin hat mehr Hoffnung für den Fortbestand der in Südschleswig gesprochene Varianten der lokalen Sprachen, als für die in Dänemark gesprochenen, da in Dänemark in Medien und Schulen ausschließlich die dänische Hochsprache gefördert wird.

THOMAS STEENSEN (Friesisches Seminar, Universität Flensburg) beginnt seinen Beitrag „Die Nordfriesen und ihre Sprache: einige Grundtatsachen“ mit einer Aufzählung der friesischen Dialekte. Die sprachliche Vielfalt blieb im friesischsprachigen Gebiet lange erhalten, da diese Gegend einst von Sümpfen durchzogen war, die Kontakte nach außen erschwerten. Es gab kein kulturelles oder politisches Zentrum, von dem eine Standardisierung der Sprache hätte ausgehen können. Der Autor stellt fest, dass auch Bemühungen um den Spracherhalt – etwa durch den 1902 gegründeten Nordfriesischen Verein, das 1950 gegründete Nordfriisk Institut, das eng mit der Universität Kiel kooperiert – nicht verhindern konnten, dass Friesisch immer weniger gesprochen wird.

Im Beitrag „Der deutsch-nordfriesische Sprachkontakt“ von INGO LAABS (Nordfriisk Instituut, Bredstedt) werden Sprachgeschichte, Sprachsituation, Sprachwandel und Sprachrückgang des Nordfriesischen beschrieben. Der Autor stellt fest, dass eine Sprache nur überleben kann, wenn sie sich verändert, kann aber aus der Praxis berichten, dass die bewusste Schaffung neuer Wörter nur sinnvoll ist, wenn diese auch von den Sprechern akzeptiert und verwendet werden. LAABS beobachtet, dass junge Friesischsprecher Neuerungen tendenziell ablehnen, was wiederum von älteren Muttersprachlern belächelt wird. Der Autor weist darauf hin, dass bei der Sprachdokumentation und -vermittlung auch das nicht-verbale Verhalten wie Intonation, Gestik und Mimik erhalten und weitergegeben werden muss.

JOHANNA EVERS (Seelter Bund, Friesoythe) und KARL-PETER SCHRAMM (European Bureau for Lesser Used Languages EBLUL) beschreiben im Artikel „Seelterlound, friesische Sprachinsel in Niedersachsen“, dass sich die Lage des Saterfriesischen seit 1980 leicht verbessert hat, denn seitdem hat der Linguist MARRON CURTIS FORT eine von den Sprechern akzeptierte Schreibweise entwickelt und ein Wörterbuch und Texte auf Saterfriesisch publiziert. Daneben sind ehrenamtliche Sprachvermittler in Kindergärten und Schulen tätig. Die Autoren stellen einen Fortsetzungskatalog auf, nach dem die Sprachvermittlung, die Ausweitung der Bereiche, in denen die

Sprache verwendet wird, die Verbesserung des Ansehens der Sprache unter Saterfriesen und die Sprachdokumentation besonders dringende Anliegen sind.

REINHARD GOLTZ (Institut für Niederdeutsche Sprache, Bremen) fragt in seinem Beitrag „Niederdeutsch: vom wenig einheitlichen Profil einer bedrohten Regionalsprache“ nach sinnvollen Kriterien zur Definition und Beschreibung dessen, was eine Regionalsprache ist, da selbst die Sprecher des Niederdeutschen das, was ihre Sprache ausmacht, nicht leicht benennen können. Das Niederdeutsche wird in neun Bundesländern in zahlreichen Varianten gesprochen und die Sprecher identifizieren sich mit ihrem konkreten Wohnort und als Deutsche, nicht aber als Teil aller Niederdeutschsprecher. GOLTZ stellt die Frage, inwiefern eine Verflechtung von Verbänden zum Schutz von Regionalsprachen überhaupt zum Erhalt dieser Sprachen beiträgt, da das im Falle des Niederdeutschen nicht zu erkennen wäre.

REINHOLD LAGRENE (Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg) berichtet in dem Artikel „Das deutsche Romanes: Geschichte einer nicht kodifizierten Sprache“ über die Geschichte und gegenwärtige Situation des Romanes in Deutschland. Die Sprache wird nur selten schriftlich verwendet, außer in jüngerer Zeit für die Kommunikation im Internet. Das Romanes wird fast nur an Sinti und Roma weitergegeben, da Sinti und Roma im „Dritten Reich“ von Anthropologen im Staatsdienst vor allem anhand ihrer Sprache identifiziert und daraufhin von der Regierung interniert oder ermordet wurden. Seit dem 18. Jahrhundert ist bekannt, dass Romanes eine indoeuropäische Sprache ist, aber die Sprache wird trotzdem immer wieder in die Nähe des Rothwelschen oder einer Gaunersprache gerückt. Romanes ist in der Europäischen Union offiziell eine zu schützende Sprache, die aber kaum gefördert wird.

JANA SCHULZ (Sorbisches Institut, Bautzen und Institut für Sorabistik, Leipzig) leitet ihren Beitrag „Das Sorbische als Minderheitensprache: Last oder Herausforderung?“ mit einer Zusammenfassung auf Obersorbisch ein. Im gesamten sorbischsprachigen Gebiet wird derzeit nach dem WITAJ-Modell Kindern in Kindertagesstätten mit der Immersionsmethode Sorbisch beigebracht. In Schulen wird Sorbisch auch als Fremdsprache angeboten, was auch von deutschsprachigen Familien angenommen wird, die möchten dass ihre Kinder eine slawische Sprache lernen. Die Autorin stellt fest, dass das WITAJ-Modell erfolgreich ist, das Sorbische aber trotzdem aus vielen Bereichen des Lebens verdrängt wird.

HAUKE BARTELS stellt seinem Beitrag „Niedersorbisch: vom langen Leben einer oft totgesagten Sprache“ eine sorbische Zusammenfassung voran. Er hebt die staatlichen Versuche, den Gebrauch des Sorbischen einzuschränken, hervor. Unter der nationalsozialistischen Herrschaft ab 1933 galt Sorbisch als minderwertig und diese negative Einstellung gegenüber dem Sorbischen hielt sich auch nach 1945. Für die seltener werdende Verwendung des Sorbischen nach 1945 macht der Autor unter anderem den Versuch, Niedersorbisch und Obersorbisch zu einer Sprache zu vereinen, mit der sich kein Sprecher identifizierte, verantwortlich. Auch im niedersorbischen Sprachgebiet ist das WITAJ-Modell erfolgreich. Hier sprechen die Erzieherinnen eine sich stark an der schriftsprachlichen Variante des Niedersorbischen orientierende Sprache, die weniger Einflüsse des Deutschen zeigt, als die sorbische Umgangssprache. Die Nebenstelle des Sorbischen Instituts in Cottbus unterstützt das Schulmodell durch wissenschaftliche Begleitung und arbeitet außerdem an der Dokumentation und Beschreibung der Sprache.

Das Buch ist eine lohnende Lektüre für alle, die sich mit Sprachbedrohung und -erhaltung beschäftigen und für die, die schon immer mehr über Sprachen in Deutschland wissen wollten. Noch vollständiger wäre das Buch, wenn es auch Artikel über Jiddisch und Deutsche Gebärdensprache geben würde.

Münster

DÖRTE BORCHERS



UTE UTECH: Rufname und soziale Herkunft. Studien zur schichtenspezifischen Vornamenvergabe in Deutschland. Mit einer CD-ROM. Hildesheim: Georg Olms 2011. 303 S. (Germanistische Linguistik: Monographien. 25). € 48,-

Wer heute angesichts der sich in Deutschland vollziehenden sozialstrukturellen Veränderungen und deren kontroverser wissenschaftlicher Beurteilung erkunden möchte, ob auch gegenwärtig schichtenspezifische Tendenzen in der Rufnamenvergabe nachzuweisen sind, kann diese überaus schwierige und komplexe Problematik nur bewältigen, wenn er, von einer klaren Konzeption ausgehend, sich eine umfangreiche Datenbasis schafft und diese unter Einsatz modernster Computertechnik auswertet. Beides ist in vorliegender Monografie – zugleich eine Mainzer Dissertationsschrift – weithin gegeben, so dass eine sozioonomastische Untersuchung vorzustellen ist, wie sie hinsichtlich Datenmenge, Aspektreichtum und statistischer Fundierung bislang noch nicht vorgelegt worden ist.

Die ersten Kapitel führen in die Thematik ein und bieten am Beispiel ausgewählter Literatur einen knappen historischen Überblick über schichtenspezifische Rufnamenvergabe von germanischer und althochdeutscher Zeit bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert. In den beiden folgenden, für die Findung der eigenen Ausgangsposition besonders wichtigen Kapiteln diskutiert die Autorin die Problematik der sozialen Schichtung, insbesondere Möglichkeiten und Grenzen, diese schematisch beziehungsweise modellhaft abzubilden (Haus-Modell von DAHRENDORF 1972, Schichtenmodelle von MOORE / KLEINING 1960 und GEISLER 1996, soziale Milieus nach GEISLER 1996, Erweiterung beziehungsweise Vereinfachung des DAHRENDORF-Modells durch DEBUS 1973, FRANK 1977 und SHIN 1980 u. a.). Im Anschluss daran werden die wichtigsten Untersuchungen zur schichtenspezifischen Vornamenvergabe im 20. Jahrhundert referiert, wobei unter anderem neue Schichtkonzepte, teilweise sichtbar gewordene starke Stadt-Land-Gegensätze, die Namensgebung während der nationalsozialistischen Zeit, der Anstieg von Vornamen fremder Herkunft, Namensgebungsmotive, Ein- und Mehrnamigkeit, das Kriterium des Wohlklangs und vieles mehr zur Sprache kommen.

Das rund 200 Seiten umfassende fünfte Kapitel, die eigentliche empirische Studie, bildet den Hauptteil des Buches: die sozioonomastische Untersuchung der Vornamengebung zu Beginn des 21. Jahrhunderts anhand anonymisierter Datensätze aus 29 deutschen Städten. Das Datenmaterial umfasst insgesamt 53.568 Datensätze (Vorname des Kindes, Beruf der Eltern [deutscher Staatsangehörigkeit], vorhandene akademische Titel), die den Geburtsurkunden ausgewählter Städte beziehungsweise Standesämter entnommen wurden. Um eventuell vorhandene regional bedingte Faktoren zu erfassen, wurden die Daten der Städte in vier Regionen eingeteilt: Nord (Bad Segeberg, Bremerhaven, Flensburg, Hamburg/Altona, Rostock), Ost (Berlin-Mitte, Chemnitz, Jena, Leipzig, Magdeburg, Weimar), Süd (Augsburg, Baden-Baden, Nürnberg, Passau, Pirmasens, Regensburg, Stuttgart, Ulm) und West (Aachen, Bonn, Dortmund, Göttingen, Koblenz, Köln, Münster, Saarbrücken). Heidelberg und Wilhelmshaven, bei denen die Staatsangehörigkeit von Mutter und Vater nicht extrahiert wurde, bilden mit 3.378 Datensätzen ein separat untersuchtes „internationales“ Nebenkörpus.

Die Auswertung erfolgt in Anlehnung an SHIN (1980) und stellt, geschlechtsspezifische Differenzen beachtend, vor allem folgende Fragen:

Gibt es auch gegenwärtig Unterschiede in der Vornamengebung, die in der sozialen Stellung des Namensgebers begründet sind? Wenn ja, welche Unterschiede lassen sich in Bezug auf die Kriterien *Namenvielfalt (Rufnamenverteilung)*, *beliebteste Rufnamen*, *Mehrnamigkeit und formale Struktur des Rufnamens (Vokale, Konsonanten, Silben, Auslaut)* ermitteln? Können hierbei regionale Besonderheiten festgestellt werden? (S. 59)

Dabei entwickelt die Autorin ein eigenes, vierstufiges Schichtenmodell, das an MOORE / KLEINING (1960) und SHIN (1980) angelehnt ist und die Eltern auf Grund ihrer beruflichen Tätigkeit beziehungsweise Ausbildung klassifiziert: 1. Oberschicht: Prestigeberufe und repräsentative Berufe mit Hochschulstudium (Professor/-in, Minister/-in, Adelstitel und so weiter), 2. Obere Mittelschicht: Berufe mit Hochschulausbildung (Jurist/-in, Arzt/Ärztin, Ingenieur/-in, Natur-

Geisteswissenschaftler/-in et cetera), 3. Untere Mittelschicht: Berufe mit Fach- und Fachschul- ausbildung (Handwerksmeister/-innen, Techniker/-in, Krankenschwester/-pfleger und andere), 4. Unterschicht: Berufe mit Schulausbildung, Anlernberufe sowie einfache Ausbildungsberufe (etwa Fabrikarbeiter, Call-Center-Agent/-in, Bäckereiaushilfe; Arbeitslose und Menschen ohne Beruf). Jungen und Mädchen der Schicht 3 (56,71 %) sind am stärksten repräsentiert, gefolgt von den Kindern der Schichten 2 (35,34 %), 4 (7,65 %) und 1 (0,19 %).

Es ist an dieser Stelle leider nicht möglich, auf die Vielzahl der in mühevollen Detailuntersuchungen zutage geförderten Befunde einzugehen. Insgesamt stellt die Verfasserin auch gegenwärtig eine Schichtenspezifität in der Rufnamengebung fest, deren Resultate im Vergleich zu früheren Studien sowohl Parallelen (Größe des Rufnameninventars, Mehrnamigkeit, Verteilung offener und geschlossener Auslaute et cetera) als auch Unterschiede (besonders Namenlänge und Anzahl an Vokalen und Konsonanten) aufweisen. Flächendeckende und zeitlich konstante Ergebnisse sind kaum zu erkennen. Dennoch können einige überregionale, zum Teil seit althochdeutscher Zeit andauernde Tendenzen schichtenspezifischer Namenwahl wie die Diffusion von Innovationen (z. B. fremde Rufnamen, Doppelvornamen) von oben nach unten, Mehrnamigkeit eher bei den oberen Schichten, durch unterschiedliche Rufnamen realisierte Tendenz zur Exklusivität in beiden Randschichten und vieles mehr sichtbar gemacht werden. „Während die Oberschicht in der Regel den traditionellen Tendenzen entspricht, sticht vor allem die Unterschicht durch spezielle Rufnamenpräferenzen hervor“, was die Vermutung nahelegt,

dass die oberen Schichten ihr Bewusstsein einer hohen sozialen Position onymisch abbilden, wohingegen die Rufnamenvergabe der Unterschicht möglicherweise von dem Wunsch geprägt ist, durch Namen von vermeintlich hoher Originalität die eigene Stellung aufzuwerten und sich von den übrigen Gesellschaftsschichten abzugrenzen. (S. 263)

Nach Auffassung der Autorin „wird [es] für die Sozioonomastik eine zentrale und interessante Frage sein, ob sich im Laufe des 21. Jahrhunderts die Schere zwischen dem RufN-Konservativismus der Oberschicht und dem Streben nach RufN-Originalität in der Unterschicht weiter vergrößern wird“. (S. 263)

Hervorzuheben ist, dass die Signifikanz der Untersuchungsergebnisse durch statistische Verfahren (χ^2 -Tests) überprüft und das gesamte Datenmaterial, einschließlich des Anhangs (S. 265–298), in 121 Abbildungen und 66 Tabellen sowie nochmals in aller Ausführlichkeit auf der beigegebenen CD-ROM präsentiert wird. Das recht knappe Literaturverzeichnis (S. 299–303) enthält jedoch die thematisch relevanten Titel.

Ohne der Autorin gegenüber unbillige Forderungen zu erheben, ist allerdings zu fragen, ob sie – bei aller Komplexität der sozialen Verhältnisse – eine auf der beruflichen Tätigkeit beziehungsweise Ausbildung beruhende stringente Klassifizierung vornimmt, wenn sie in Schicht 1 (Oberschicht) zusätzlich das historisch bedingte Kriterium „Adelstitel“ und den unscharfen, auch auf Vertreter der Schicht 2 (z. B. Ärzte) zutreffenden Begriff *Prestige* einführt (Prestigeberufe: Sozialprestige oder sozialer Status?). Andererseits will nicht einleuchten, dass Arbeitslose – dazu zählen leider auch Akademiker und andere (hoch)qualifizierte Kräfte – generell der Unterschicht zugerechnet und zum Beispiel mit Menschen ohne Beruf gleichgesetzt werden. Auch wenn die quantitativen Verhältnisse zwischen den Schichten in den vier Regionen auf Grund der Angleichung der ostdeutschen an die westdeutschen Strukturen sehr ähnlich sind, so dass die Region „Ost“ keinerlei der ehemaligen DDR zuzuschreibende Schichtung erkennen lässt¹, und der Faktor „Regionalität“ im Vergleich zur Schichten- und Geschlechtsspezifität am schwächsten ausgeprägt ist (S. 258–259), fällt zudem auf, dass die der Verfasserin zur Verfügung stehenden Daten weitestgehend (groß)städtische Verhältnisse widerspiegeln und die Namengeber ausgedehnter ländlich geprägter Gebiete, wie man sie zum Beispiel in Mecklenburg-Vorpommern oder in Brandenburg findet, nur schwach vertreten sind. Überdies hätte man sich gewünscht, dass die wie am Reißbrett gezogenen Grenzlinien der Regionen begründet beziehungsweise erläutert worden wären.

¹ Vergleiche aber GEISLER (1996, 372–374) zur neuen Ost-West-Kluft und der Dialektik von westdeutscher Dominanz und ostdeutscher Deklassierung.

Dennoch steht außer Zweifel, dass UTE UTECH für sich in Anspruch nehmen darf, eine solide, innovative Arbeit vorgelegt zu haben, deren Bedeutung über die einzelnen Ergebnisse hinaus nicht zuletzt darin besteht, neue Fragen gestellt und künftigen Untersuchungen vielerlei Anregungen vermittelt zu haben.

LITERATUR

- DAHRENDORF, RALF (1972): *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. 2. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag (dtv).
- DEBUS, FRIEDHELM (1973): *Namengebung und soziale Schicht. Bericht über ein Projekt zur Personennamenskunde*. In: *Naamkunde* 5, 368–405.
- FRANK, RAINER (1977): *Zur Frage einer schichtenspezifischen Personennamengebung. Namenkundliche Sammlung, Analyse und Motivuntersuchung über den Kreis und die Stadt Bad Segeberg*. Neumünster: Karl Wachholtz (Kieler Beiträge zur deutschen Sprachgeschichte. 1).
- GEISSLER, RAINER (1996): *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung*. Mit einem Beitrag von THOMAS MEYER. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MOORE, HARRIET / GERHARD KLEINING (1960): *Das soziale Selbstbild der Gesellschaftsschichten in Deutschland*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 12, 86–119.
- SHIN, KWANG SOOK (1980): *Schichtenspezifische Faktoren der Vornamengebung. Empirische Untersuchung der 1961 und 1976 in Heidelberg vergebenen Vornamen*. Frankfurt/M.: Peter Lang (Europäische Hochschulschriften. 346).

Stollberg/Erzgebirge

VOLKMAR HELLFRITZSCH

ALLISON WETTERLIN: *Tonal accents in Norwegian. Phonology, morphology and lexical specification*. Berlin/New York: De Gruyter 2010. XII, 187 S. (Linguistische Arbeiten. 535). € 89,95

Das Ziel von ALLISON WETTERLINS Studie über „Tonal accents in Norwegian“, die die umgearbeitete Fassung einer im Jahr 2007 an der Universität Konstanz eingereichten Doktorarbeit darstellt, ist zu zeigen, dass von den beiden herkömmlich angenommenen Wortakzenten des Norwegischen und Schwedischen nicht Akzent 2 (wie in norw. *åksel* ‘Achse’), sondern Akzent 1 (wie in *åksel* ‘Schulter’) das in diesen Sprachen besondere tonale Phänomen sei.¹ Mit den Worten der Verfasserin ist also „one of the main goals of this book [...] to challenge the [traditional view] that Accent 2 is the ‘marked’ member of the tonal opposition“ (S. 5), welche Sichtweise im Buch durch den sogenannten lexikalischen Akzent 1-Ansatz („lexical Accent-1 approach“ [S. 1]) ersetzt wird. Dieser neue Ansatz – „an analysis that has eluded the scrutiny of other scholars until now“ (S. 167) – ist schon in ein paar früheren Beiträgen skizziert worden und wird hier weiter ausgearbeitet. Einige Hauptthesen der neuen Theorie sind: (1) Der norwegische und schwedische Akzent 1 ist „something foreign, something that does not fit in, something that goes hand in hand with things that are exceptional“ (S. 167) und muss, da er laut WETTERLIN keinen Regeln folgt, im Lexikon gekennzeichnet oder „spezifiziert“ werden. (2) Kein Wort oder Morphem trägt im Lexikon Akzent 2, welcher stattdessen in der Derivation phonetischer Formen durch Default-Regeln zugeordnet wird. (3) Obwohl einsilbige Wörter auf der phonetischen Ebene nur Akzent 1 kennen, können sie eine lexikalisch zugrunde liegende Opposition spezifiziert : unspezifiziert aufweisen, beispielsweise beim lexikalisch spezifizierten *ball* ‘Ball’ (Tanzveranstaltung), das phonetisch in Komposita wie *bállsal* ‘Ballsaal’ Akzent 1 bewirkt, im Gegensatz zum unspezifizierten *ball*

¹ Beispiele in dieser Besprechung werden in orthografischer Form zitiert, bei Bedarf ergänzt durch die diakritischen Zeichen ´ und ` , um Akzent 1 beziehungsweise Akzent 2 zu bezeichnen.

‘Ball’ (Spielzeug), welches in Komposita wie *bålltre* ‘Schlagholz’ durch Default Akzent 2 auslöst (S. 111–112). (4) Zweisilbige Wurzelmorpheme mit Akzent 1 vom Typus norw. *áksel* ‘Schulter’, *vínter* ‘Winter’, *máger* ‘mager’ haben im Lexikon einsilbige Repräsentationen /aksl/, /vintr/, /magr/ und so weiter; so etwa sei es „obvious that, although disyllabic on the surface, ‘mager₁ must [...] be underlyingly monosyllabic /magr/, because it is Accent 1 in the singular, and Accent 2 when a syllable such as the agreement marker is added“ (S. 71).² (5) Lehnwörter werden lexikalisch spezifiziert (und phonetisch somit mit Akzent 1 versehen), weil Akzent 1 der unvorhersagbare Akzent sei. (6) Bei Unstimmigkeiten zwischen unterschiedlichen Akzentzuweisungsprinzipien hat Akzent 1 immer den Vorrang. (7) Lexikalische Akzent 2-Ansätze müssen eine größere Menge Wörter im Lexikon kennzeichnen als der lexikalische Akzent 1-Ansatz. Der letztere Ansatz wird im Buch ausführlich erörtert, vor allem vor dem Hintergrund theoretisch orientierter Studien zum norwegischen Tonakzent von PER-KRISTIAN HALVORSEN und MEG WITHGOTT aus den 1970er- bis 1980er-Jahren (etwa WITHGOTT / HALVORSEN 1988) und von KRISTOFFERSEN (2000).

Andererseits wirft der lexikalische Akzent 1-Ansatz viele grundsätzliche Fragen auf, auf die im Buch nicht näher eingegangen wird. (1) Gibt es tatsächlich zwei Tonakzente oder vielleicht doch nur einen einzigen (vgl. S. 6 und auch ELERT 1965, 33)? Im letzteren Fall wäre Akzent 1, dessen Existenz typischerweise auf der Grundlage isoliert betrachteter kontrastierender Wortpaare wie norw. *áksel* : *àksel* festgestellt wird, eigentlich nichts anderes als die unvermeidliche Intonation eines als Satz ausgesprochenen Wortes. Die Illusion zweier Tonakzente würde denn entstehen, weil die Kombination von Satzintonation mit Akzent 2 mit der reinen Satzintonation verglichen wird. (2) Wenn gesagt wird, dass die „two tonal patterns [...] are distinctive in both Norwegian and Swedish“ (S. 3), müsste wenigstens für das Schwedische berücksichtigt werden, dass die funktionelle Belastung dieser Opposition in *Wurzelmorphemen* (also wenn wir von morphologisch komplexen Wörtern absehen, die möglicherweise anders erklärt werden könnten) bestenfalls äußerst gering ist. So kennt das Schwedische lediglich sehr wenige anscheinend minimale Wurzelmorphempaaire wie *áxel* ‘Schulter’ : *àxel* (auch *áxel*) ‘Achse’, *ámpel* ‘ausgezeichnet’ : *àmpel* ‘Ampel’, *règel* ‘Regel’ : *àregel* ‘Riegel’, wobei es sogar bei diesen nicht ausgeschlossen bleibt, dass die Akzentwahl von anderen sprachlichen Faktoren bedingt sein könnte (zum Beispiel fällt *ámpel* unter die unten erwähnte Adjektivregel). Somit ist unter den schwedischen Wurzelmorphemen (im Gegensatz zu Affixen) die tatsächliche funktionelle Belastung des Tonkontrastes, die anhand echter, das heißt morphologisch unteilbarer, Minimalpaare erkennbar wäre, beinahe gleich Null. (3) Wenigstens fürs Schwedische wäre auch zu überlegen, ob Akzent 1 eher als Akzent 2 – falls er nicht nur mit der bloßen Satzintonation gleichgesetzt werden soll – aufgrund seiner niedrigeren Frequenz im Gesamtwortschatz unbedingt lexikalisiert sein müsste (vgl. S. 108). Denn die phonetische Häufigkeit des Akzent 2 im schwedischen Gesamtwortschatz hängt meistens (a) vom Prozess der Komposition sowie (b) von einer beschränkten Menge Derivations- und Flexionselemente ab (vgl. S. 40–41) und nicht jede einzelne phonetisch realisierte Affixableitung mit Akzent 2 müsste als solche lexikalisch spezifiziert werden (vgl. S. 47), sondern im Prinzip nur bestimmte darin enthaltene, Akzent 2 auslösende Affixe. (4) In diesem Zusammenhang wäre zudem angebracht, die wesentliche konnektive Funktion des Akzent 2 (ELERT 1965, 31–33) genauer zu beachten: Akzent 2 dient oft als ein phonologischer Marker dafür, dass ein Wort aus zwei oder mehreren Morphemen besteht, zum Beispiel schw. *lýsa* /lys+a/ ‘leuchten’ und *lýse* /lys+e/ ‘Licht’ angesichts des monomorphemischen Imperativs *lýs* ‘leuchte’. In dem Ausmaß, dass Akzent 2 eine konnektive Funktion besitzt, scheint es ungenügend, ihn nur als Default-Akzent (S. 50) zu betrachten. (5) Der einheimische norwegische und schwedische Morphemschatz besteht aus zwei phonotaktischen Typen, Einsilblern und Zweisilblern (vgl. ELIASSON 2009, 59–60, 84), wobei jede vollständige tonale Beschreibung den letzteren besondere Aufmerksamkeit widmen muss. Die im Werk vorgeführte Annahme, dass phonetisch zweisilbige Morpheme auf *-el*, *-er*, *-en* mit Akzent 1 (*vínter* ‘Winter’ und so weiter) einsilbige zugrunde liegende lexikalische Formen (/vintr/ et cetera) hätten, ist wenigstens für das Schwedische insofern überflüssig als dort alle neutralen Substantive und Adjektive auf *-el* sowie

² In WETTERLINS Transkription bedeutet ¹ Hauptbetonung und eine tiefgestellte ₁ Akzent 1.

die allermeisten eindeutigen Morpheme auf *-en* und *-er* Akzent 1 bekommen und die Akzentwahl hier folglich durch Regeln vorhersagbar ist (ELIASSON 1972, 179, 187). (6) Die These, dass Akzent 1 keinen Regeln folgt, stößt im Werk selbst auf Gegenevidenz, etwa wenn gesagt wird, dass Wörter mit Endbetonung Akzent 1 tragen (diese Feststellung wird auf den Seiten 52, 76 und 95 sogar als Default-Regel formalisiert: „[...] 'σ]_ω → Accent 1“), dass norwegische Wörter auf anderen Vokalen als Schwa öfters Akzent 1 bekommen (S. 140), dass Wörter mit unbetonten Präfixen normalerweise Akzent 1 aufweisen (S. 82) und so weiter.

Verschiedene Einzelheiten könnten auch diskutiert werden. Die mehrmals wiederholte, uneingeschränkte Behauptung, dass „[i]n Swedish, all compounds have Accent 2“ (S. 79, ähnlich S. 40, 109, 115, 121, 130; S. 47 jedoch: „apparently“) wird erst am Ende des Buches mit Hinweis auf einige kleine, aber nicht gänzlich belanglose Ausnahmegruppen relativiert (S. 120, 139, 142). Dennoch sei Akzent 1 bei schw. *kvällsmat* ‘Abendessen’ „very much an indication that [the word] no longer has compound status“ (S. 115). Gegen die letztere Analyse spricht jedoch, dass das Wort morphologisch und lexikalisch völlig durchsichtig ist (< *kväll* ‘Abend’ + Fugen-*s* + *mat* ‘Essen’), ganz unabhängig davon, ob es mit Akzent 1 oder Akzent 2 ausgesprochen wird. Der bloße Wechsel des Akzents dürfte kaum einen plötzlichen Wechsel vom Kompositum zum Simplex bewirken. Die kühne These, dass „loanwords will never add new phonological contrasts to a system“ – oder genauer formuliert: „loanwords do not introduce new phonological contrast[s] to the phonological system of a borrowing language“ (beide S. 126) – in dieser ganz allgemeinen Form aufrechtzuerhalten dürfte ebenfalls schwierig sein (vgl. etwa Beispiele in CAMPBELL 1996, 99–100, 102).

Zusammenfassend bietet dieses interessante Buch durch die Umkehrung der strukturellen Rollen der beiden traditionell postulierten Tonakzente eine radikal neue Perspektive auf eines der schwierigsten Teilgebiete der norwegischen und schwedischen Phonologie. Es ist zu hoffen, dass die Verfasserin die Tragbarkeit ihrer Thesen durch die Auseinandersetzung mit bestimmten, im Werk nicht oder nur kurz erörterten tonalen Grundfragen sowie durch einen ausführlicheren Vergleich mit einer strikt monotonalen, in größerem Ausmaß regelbasierten Analyse des skandinavischen Akzents überprüft.

LITERATUR

- CAMPBELL, LYLE (1996): Phonetics and phonology. In: GOEBL, HANS / PETER H. NELDE / ZDENĚK STARÝ / WOLFGANG WÖLCK (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 98–103.
- ELERT, CLAES-CHRISTIAN (1965): Phonologic studies of quantity in Swedish. 2. Aufl. Uppsala: Språkförlaget Skriptor.
- ELIASSON, STIG (1972): Unstable vowels in Swedish: Syncope, epenthesis or both? In: FIRCHOW, EVELYN S. / KAAREN GRIMSTAD / NILS HASSELMO / WAYNE O’NEIL (Hg.): Studies for Einar Haugen. The Hague/Paris: Mouton, 174–188.
- ELIASSON, STIG (2009): Über den qualitativen und quantitativen Beitrag des Deutschen zur schwedischen Phonotaktik. In: WOLLIN, LARS / DAGMAR NEUENDORFF / MICHAEL SZURAWITZKI (Hg.): Deutsch im Norden. Akten der nordisch-germanistischen Tagung zu Åbo/Turku, Finnland, 18.–19. Mai 2007. Frankfurt am Main: Peter Lang, 55–88.
- KRISTOFFERSEN, GJERT (2000): The phonology of Norwegian. Oxford: Oxford University Press.
- WITHGOTT, MEG / PER-KRISTIAN HALVORSEN (1988): Phonetic and phonological considerations bearing on the representation of East Norwegian accent. In: VAN DER HULST, HARRY / NORVAL SMITH (Hg.) Autosegmental studies on pitch accent. Dordrecht: Foris Publications, 279–294. [Nachdruck 2010. Berlin/New York: De Gruyter.]

Uppsala/Mainz

STIG ELIASSON

PETER ZÜRRER: Sprachkontakt in Walser Dialekten. Gressoney und Issime im Aostatal (Italien). Stuttgart: Steiner 2009. 236 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft. 137). € 46,-

„Sprachkontakt in Walser Dialekten“ stellt das jüngste Ergebnis im Bereich Walser Dialekte dar, das der Zürcher Dialektologe PETER ZÜRRER in Druck gebracht hat. ZÜRRERS Erfahrung mit Walser Dialekten (und besonders mit denen des Aostatals) anhand direkter Datensammlungen und tiefergehender Analysen erstreckt sich auf über 40 Jahre seit den SDS-Erhebungen Mitte der 1960er-Jahre. Es folgten die zahlreichen Arbeiten im Bereich der Gressoneyer Lexik, des Sprachwandels und die umfangreiche Übersicht der Issimer Morphosyntax (ZÜRRER 1999), die der Fachwelt etliche Merkmale jener Mundart zur Kenntnis gebracht hat.

Das Thema Sprachkontakt wurde bereits 1986 in einer damals bahnbrechenden Studie des Autors besprochen, in der sehr interessante zweisprachige Gespräche vorgestellt und erläutert wurden (ZÜRRER 1986). Nach 23 Jahren kommt nun diese umfangreichere Abhandlung zum Thema heraus, die Walser Dialekte schließlich als *loci* des Sprachkontaktes und der Konvergenz erfasst.

Sehr reich an zuverlässigen Originalbeispielen und an „exotischen“ Merkmalen, wird auch dieses jüngste Buch von PETER ZÜRRER seinen Platz in den Literaturlisten der Dialektologie des Deutschen einnehmen.

Der Band besteht aus drei relativ unabhängigen Hauptkapiteln: 1) Äußere Sprachsituation; 2) Mehrsprachigkeit; 3) Sprachkontakt. In allen dreien beschäftigt sich der Autor mit den zwei benachbarten Walserkolonien von Issime und Gressoney, mit denen er am meistens vertraut ist, und die eine genügende Varietät an soziolinguistischen und linguistischen Merkmalen bieten. Der Anteil, der Issime gewidmet ist, wächst stetig vom ersten bis zum letzten Kapitel, da Sprachkontaktphänomene im Issimerdeutsch wegen ihrer Komplexität und Mannigfaltigkeit größere Aufmerksamkeit lohnen. Nur selten allerdings wird der Gegensatz zwischen den beiden Dialekten völlig ausgenutzt.

Im ersten Teil wird die Lage der Sprachinseln Gressoney und Issime (in Zusammenhang mit anderen, wie zum Beispiel Alagna, Macugnaga und Formazza) historisch vorgestellt. Die informationsreiche und kritische Darstellung dient der Einordnung der beiden Gemeinschaften und deren sprachlichen Repertoires anhand einer Fülle von Quellen, die teilweise schwer zugänglich sind. Die Lektüre überzeugt schließlich den Leser, dass alle jüngst unternommenen sprachpolitischen Bemühungen, diese Minderheitensprache vor dem Aussterben zu bewahren, nichts oder nur sehr wenig gegen viel stärkere soziokulturelle und ökonomische Kräfte tun können.

Das zweite Kapitel ist der Mehrsprachigkeit innerhalb der Mikroregion des oberen Lystal gewidmet. Da, wo sich die drei Gemeinschaften Gressoney, Gaby und Issime im Begegnungspunkt von drei Sprachgruppen (Deutsch, Italienisch – oder besser gesagt Piemontesisch – und Frankoprovenzalisch) befinden und sich eine Vielfalt von Sprachkonstellationen entwickelt hat, ist der Begriff „deutsche Minderheit“ bestenfalls reduzierend. Besonders im Laufe der letzten fünfzig Jahre haben sich die meisten Minderheitensprachen in Italien (und unterdessen natürlich auch das Walserdeutsch) allmählich reduziert und in enge Familienkreise zurückgezogen. Um die Entstehung und die Entwicklung der Mehrsprachigkeit wiederzugeben, stellt PETER ZÜRRER eine Auswahl von Gressoneyer und Issimer Familien als Fallbeispiele vor, in denen schon die erste Generation (Anfang des 20. Jahrhunderts geboren) sich durch eine Art „Mischehe“ auszeichnet. Es werden also im Laufe dreier Generationen etwa zehn Familien und deren Sprachwahl schematisch verfolgt. So erfährt man vom in Issime hartnäckigeren Bewahren des Walserdeutschen und der Mehrsprachigkeit als in Gressoney, wo im Gegensatz dazu die Wahl des ererbten alemannischen Dialektes fast zu einer Kluft zwischen den Generationen geworden ist. Solch exemplarische Darstellung ist sicher höchst interessant und hilft dem Leser, bequeme Vereinfachungen zu vermeiden. Eine Ergänzung um andere Familienkonstellationen wäre wünschenswert, um nicht nur diejenigen mit „eingewanderten“ Ehepartnern zu schildern. Man könnte auf diese Weise die verschiedenen Wege verfolgen, die zur Entstehung und dann zum Zusammenbruch der individuellen Mehrsprachigkeit geführt haben.

Das dritte Kapitel „Sprachkontakt“ stellt gewiss den anspruchsvollsten Teil des Buches dar. Hier wird der äußerst dichte Inhalt in drei Teilen organisiert: Entlehnung, Konvergenz und

code-mixing. Konvergenz ist auch das Leitmotiv der Analyse: Entsprechendem „Ausbau von Ähnlichkeiten und Abbau von Unterschieden“ (S. 119), stellt sich der Autor gegen eine Definition der Walserdialekte als Mischvarietäten.

Klare Typologien von kontaktlinguistischen Phänomenen sind aber schwierig zu bestimmen, wenn der Kontakt so intensiv und langfristig ist, und wenn Dialektsprecher über eine quasi native Kompetenz in den Kontaktsprachen beziehungsweise -dialekten verfügen. Anderssprachige Elemente befinden sich im Walserdeutsch (aber hauptsächlich in Issimer *Töitschu*) mehrmals geschichtet, sowohl integrierte, stabile Lehnwörter als auch als unangepasste Transfers, oder als Teil längerer anderssprachiger Diskurssegmente. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass hier mehrere Sprachen in Kontakt stehen (nicht nur zwei, wie so oft in der Literatur zu finden), wobei alle wegen eines hohen Verwandtschaftsgrades schwer voneinander zu unterscheiden sind. Ihre Rolle im Diskurs scheint aber nicht gleichwertig zu sein: Eine erste Betrachtung der vorliegenden Beispiele scheint zu belegen, dass Lehnwörter öfter aus dem Piemontesischen und Frankoprovenzalischen abstammen als aus dem Italienischen. Dagegen taucht das Italienische eher in *code-switching* und *code-mixing* auf, was kohärent mit der Geschichte des Sprachkontaktes wäre. Dazu kommt auch die deutsche Hochsprache als Modellsprache für Entlehnungen, aber nur in Gressoneyerdeutsch und nur in lexikalischen Neubildungen (nicht etwa im *code-mixing*).

Die Behandlung von *code-mixing* und dessen wichtigen Verbindungen mit Entlehnungsprozessen, Transfers und so weiter stellt allerdings einen Schwachpunkt der Analyse dar. In der Vielfalt von Beispielen fehlt gelegentlich ein fester Standpunkt, von dem aus die Episodizität der Phänomene zusammengefasst und erklärt werden könnte. Das Thema ist jedoch höchst komplex, wie die immense Literatur der letzten Jahrzehnte beweist, und bräuchte wahrscheinlich eine ganz eigene Monografie.

Schließlich sind viele von den hier behandelten Phänomenen von großem Interesse für die deutsche Dialektologie. Unter anderem seien hier die verschiedenen Anpassungsstrategien der Lehnwörter erwähnt, die ZÜRRER vorstellt und erläutert: Genus-, Flexionstyp- und Flexionsklassenzuweisung bei Fremd- und Lehnwörtern sind wichtige Indikatoren der Wirkungsweise des Systems, insbesondere der Produktivität von Klassen und Typen. Schon die Tatsache, dass die zwei Walserdialekte des Aostats, trotz vergleichbarer kontaktsprachlicher Lage, verschiedene Anpassungsprozesse aufweisen, ist ein Anzeichen von tiefen Systemunterschieden, die sich in einer Kontaktsituation – etwa wie in einem Reagenzglas – offensichtlich zeigen. Außerdem erklären Konvergenz und bilinguale Sprachmodi den Verlust von Kasusmorphologie in Präpositionalgruppen oder die Entwicklung von Präpositionalobjekten als Ersatz von dativischer und genitivischer Morphologie.

Der Leser sucht vergebens nach einer Zusammenfassung, welche die drei Teile des Buches verbindet und zu einer Synthese führt. Aber man hat den Eindruck, dass der Autor das Schlusswort zum Thema noch nicht gesprochen hat.

LITERATUR

ZÜRRER, PETER (1986): Deutscher Dialekt in mehrsprachiger Gemeinschaft. Die Sprachinselsituation von Gressoney (Valle d'Aosta, Italien). Wiesbaden: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft. 53).

ZÜRRER, PETER (1999): Sprachinseldialekte. Walserdeutsch im Aostatal (Italien). Aarau: Sauerländer (Reihe Sprachlandschaft. 23).

Bozen

SILVIA DAL NEGRO

